

Und jetzt?

Dr. Jürgen Tietz

Die Frage ist berechtigt. Sie ist sogar elementar. Sie stellt sich aktuell bei einem Blick auf Düsseldorf ebenso, wie bei einem Blick auf zahlreiche andere deutsche Städte. Insofern ist zu überprüfen, ob die Frage nach dem „und jetzt“ Schlüsse und Querverweise von hier nach dort zulässt, vom Großen ins Kleine, von innen nach außen - und umgekehrt. Wenn wir für einen Moment das „und“ weglassen, dann bleibt das „jetzt“.

Dieses „jetzt“ öffnet die Tür zu einer Düsseldorfer Bestandsaufnahme. In der Ausstellung wird sie anhand der Fotografien von Sebastian Schels (Opernhaus), Franziska Krieck (Kunstakademie), Philip Heckhausen (Bahnhofsvorplatz), Schnepf Renou (St. Hildegardis), Annika Feuss (Karstadt) und Thilo Rohländer (Bergische Kaserne) beispielhaft an sechs höchst unterschiedlichen Gebäuden bzw. Stadträumen im Umbruch geleistet.

Und jetzt? Die Frage ist berechtigt. Sie ist sogar elementar, denn dadurch, wie wir diese Orte und Gebäude sehen, sie sortieren, mit welchem wir beginnen und mit welchem wir enden, legen wir bereits Fährten, welche Rolle wir ihm beimessen. Persönlich und im Stadtorganismus. All diese Gebäude stehen jenseits ihrer ortsspezifischen Herausforderungen für grundsätzliche Fragen: Wie entwickelt sich Düsseldorf weiter? Was ist typisch, gewohnt oder sogar liebgewonnen? Was macht den Charakter der Stadt aus? Wie weit darf, soll oder muss er sich verändern, angesichts der sich wandelnden Rahmenbedingungen?

Dahinter leuchtet eine weitere sehr aktuelle Frage des Bauens auf: Wie gehen wir mit dem gebauten Bestand um? Klingt einfach. Ist es aber nicht. Denn jeder Eingriff tritt eine Kaskade an Konsequenzen los. Das betrifft den Dialog von alt und neu bei Ergänzungsbauten. Es betrifft aber vor allem den Bestand selbst. Jenseits der reinen Funktion müssen zugleich Antworten auf energetische Fragen, auf Barrierefreiheit und Brandschutz gegeben werden. Das ist an jedem dieser Gebäude ein Balanceakt. Um so wichtiger ist es, noch einmal einen Schritt zurückzutreten und sich den Orten selbst zu widmen, ehe es um ihre Zukunft geht. Die sorgfältige Analyse des Bestandes und seine Wertschätzung muss nämlich die Grundlage jeder weiterführenden Planung darstellen. Eine stimmige neue Nutzung muss aus dem Bestand entwickelt werden, anstatt sie ihm zu oktroyieren.

Bergische Kaserne (1936)

Noch führt keine Seilbahn bis zum Kasernenareal und so nehme ich den Bus 738 vom Hauptbahnhof, der mich in einer Dreiviertelstunde durch die unterschiedlichsten baulichen Topografien Düsseldorfs transportiert, ehe ich zwischen Knittkuhle und Hubbelrath aussteige. Der Ort ist genauso idyllisch gelegen, wie die beiden Ortsnamen klingen. Saftiges Frühlingsgrün, blühende Schlehen auf der einen Seite und auf der anderen eine leerstehende Kaserne im typischen Dreißigerjahre-Duktus, mit Satteldach und Natursteinsockel. Eine nähere Besichtigung erübrigt sich, so schnell ist der Wachschatz am Tor. Keine Fotos. Nicht betreten. Gewiss wird auch der Briefkasten schon lange nicht mehr geleert. Der Taxiwartplatz ist zu gewuchert. Bleibt nur der Blick von außen und aus der Ferne. Gelegentlich braust ein Auto vorbei, während ich im Sonnenschein in Richtung Knittkuhle laufe. Schafe grasen friedlich hinter Stacheldraht und halten den Bewuchs auf dem Areal kurz. Trotzdem sprießen kleine Bäume an den Treppen. Was hier künftig geschehen wird? Der Ausbau des Kasernenareals zum Wohngebiet? Das Internet berichtet von Anwohnerprotesten. Noch scheint nichts in trockenen Tüchern zu sein. Vielleicht, so wird spekuliert, kehrt sogar die Bundeswehr zurück?

Wohnungsbau in Kasernen ist ein vielfach erprobtes Verfahren. Mal sind die Ergebnisse geglückter, mal weniger. Das hängt vom Entwurf ab und der Dichte, die man auf dem Areal verwirklicht. Bezahlbarer Wohnraum ist ein rares Gut. Auch in Düsseldorf. Die gute Anbindung an die Stadt ist unverzichtbar. Ob eine Seilbahn da die

naheliegendste Lösung bietet? Auf der Rückfahrt gleite ich wieder durch die wechselnden Gesichter der Stadt. Die Herausforderung, den Mangel an Wohnraum zu beheben, ist nicht neu. Sie ist mit Bevölkerungsexplosion und Wachstum der Städte seit dem 19. Jahrhundert verbunden. Berlin etwa, so heißt es, sei nie fertiggebaut. Die Stadt sei immer am Werden und nie am Sein. Aber welche Stadt ist das nicht? Dasselbe gilt für Düsseldorf. Das Kunststück guter Stadtplanung besteht darin, inmitten dieser permanenten Transformation den Bestand und damit die Eigenheit zu erhalten und trotzdem Veränderung zu ermöglichen.

Das Nachdenken über Stadterweiterungen und Wohnraum führt mich über den Hauptbahnhof mit der S6 in den Stadtteil Düsseldorf-Garath. Er ist ein Beispiel dafür, welche Antwort die Nachkriegsmoderne auf die Herausforderung der Wohnungsknappheit gegeben hat. Die letzten Kirschen des Frühlings blühen, der erste Flieder duftet. Von der zentralen Ladenpassage am Bahnhof mit flankierendem Hochhaus führt der kurze Weg durchs Grün vorbei an Zeilenbauten und Reihenhäusern. Doch das ist nur einer meiner zahlreichen Beifunde am Wegesrand auf der Suche nach Antworten auf das „Und jetzt?“.

St. Hildegardis (1962/70), Gottfried Böhm

Je näher man St. Hildegardis kommt, desto höher wächst die burgartige Architektur von St. Matthäus empor, die 1968/70 nach Plänen Gottfried Böhms entstand. Vom Portal dieses architektonischen Hochamts des Brutalismus blickt man in einen geschützten Hof. Eingefasst vom derzeit leerstehenden Altenheim, steht dort die kleine St. Hildegardis-Kapelle auf ihrer Betonstütze, wie ein Flamingo auf einem Bein. Ich kann es nicht verhindern, dass vor Begeisterung über diese Preziose meine Assoziationen nur so hervorzuzeln. Hat Böhm hier eine Wehrkirche geschaffen oder doch eine in Beton übersetzte Erinnerung an die fein ziselierten Goldschmiedearbeiten des Mittelalters? Steht die Kapelle nicht in ihrem Hof, wie die Brunnenhäuschen im Kreuzgang eines Zisterzienserklosters? Ein jubilierendes „Ach“ und „Oh“ begleitet meine Runde um das ehemalige Altenheim. Hier verweist mich kein Wachschatz des Ortes. Aus rotem Ziegelstein und grauen Betonstürzen, dazu die typischen Holzfenster der (frühen) Siebzigerjahre, so präsentiert sich dieses bei aller Robustheit zarte Ensemble, das die Wegeführung einer mittelalterlichen Kleinstadt aufnimmt. Ist das noch Brutalismus oder ist das schon Postmoderne? Ist es der lange Atem von Dominikus Böhm, der hier im Werk des Sohnes expressiv nachklingt? Etwas versteckt, hinter einem lange nicht geputzten Fenster, verkündet ein Bauschild die Transformation der Anlage zu einer heilpädagogisch-therapeutischen Einrichtung. Hat sich damit das „und jetzt?“ schon beantwortet? Vielleicht für hier und heute. Doch bleibt es relevant. In den kommenden Jahren werden etliche Kirchen und Kapellen aus der Nutzung fallen. Viele von ihnen prägen die Quartiere, in denen sie stehen. Der Druck auf die Sakralbauten ist gewaltig, denn die Begehrlichkeit bei der Grundstücksverwertung ist immens. Da schafft das neue Denkmalschutzgesetz in NRW eine schwierige Ausgangslage für die Denkmale. Eigentümer der Sakralbauten dürfen sich im Streit künftig gleich an die oberste Denkmalbehörde wenden, an das Ministerium...

Nicht ohne zuvor einen Blick in das sich atemberaubend emportürmende Betongebirge im Inneren der benachbarten St. Matthäus Kirche geworfen zu haben, mache ich mich auf den Rückweg in die Innenstadt. Im Herzen noch beschwingt von Gottfried Böhms Baukunst, steige ich eine halbe Stunde später wieder aus der S6 aus und laufe durch die in die Jahre gekommene Passage unter den Bahngleisen des Hauptbahnhofs zum westlichen Vorplatz.

Bahnhofsvorplatz Düsseldorf

Natürlich ließe sich auch einiges über den östlichen Bahnhofsvorplatz sagen, mit seiner steinernen postmodernen Zwangsweste und seinen skulpturalen Eigenheiten auf dem Bertha-von-Suttner-Platz. Doch das ist nicht mein Thema. Aber was ist hier mein Thema? Der schöne Bahnhof nach Entwurf von Eduard Behnes aus den dreißiger Jahren, der noch im „Dritten Reich“ den langen Atem der Neuen Sachlichkeit verströmte? Oder ist es das Gewirr aus Buden, dem reißenden Strom aus Gleisen und Busspuren, die zu überqueren höchste Konzentration fordert? Irgendwie wirkt der Bahnhofsvorplatz in seiner Lieblosigkeit so, als schlummerte darin Düsseldorfs heimliche Rache an seinem Kölner Namenspatron Konrad Adenauer.

Wie auf den meisten Bahnhofsplätzen in Deutschland, so schließe ich auch in Düsseldorf lieber halb die Augen, zwänge mich durch das Gewühl aus Vernachlässigung und Busbahnhof, schiebe mich geschwind voran und atme erst wieder auf, sobald ich die Immermannstraße erreicht habe. Vielleicht liegt es daran, dass ich ein Stadttromantiker bin? Wie auch immer, derartige Nichtplätze erfüllen mich mit Unbehagen. Dabei waren Bahnhöfe im 19. Jahrhundert großartige Orte des Willkommens und des Aufbruchs, ja sogar eines zumindest temporären Verweilens.

Das „Train Bleu“ im „Gare de Lyon“ in Paris birgt davon eine lebendige Erinnerung. In Deutschland sind Bahnhöfe und ihre Vorplätze heute dagegen zumeist Orte der Enttäuschung. Die Mitte der 1990er Jahre verkündete Renaissance der Bahnhöfe ist ausgefallen. Anders in London, wo mit Kings Cross und St. Pancras eine ziemlich aufregende (ja, ja, auch manchmal ziemlich aufgeregte) Revitalisierung des Bahnhofsthemas gelungen ist. Kann das mit dem geplanten Hochhaus in Düsseldorf ebenfalls gelingen, das künftig den alten Bahnhofs-Wasserturm konkurrenzieren soll?

So langsam sammeln sich die Düsseldorfer Themen: Kaserne und Wohnungsbau, Sakralbau, Bahnhofsareal und es wird klar, dass sich wie unter einem Brennglas in ihrer Düsseldorf spezifischen Ausformung zugleich allgemeine Aspekte spiegeln. Das gilt auch für unsere nächste Station.

Karstadt am Wehrhahn (1952), Philip Schaefer

Einen ganzen Block umfasst das große Warenhaus mit seinen fünf Geschossen, der strengen Lisenengliederung, einem Zahnschnitt unter dem abschließenden Gesims und einer repräsentativen, reliefgeschmückten Schauseite zur Schadowstraße. Dieses Haus hat nichts von jener Leichtigkeit, die die Architektur der fünfziger Jahre – trotz der widerstreitenden Positionen der Protagonisten – in Düsseldorf ansonsten ausmachte. Eine Bronzetafel mit Porträt erinnert daran, dass es sich hier um das letzte Werk Schaefers handelt, der lange Jahre der Hausarchitekt des Karstadtkonzerns war. Das kontextuelle Bauen war nicht gerade Schaefers vordringlichstes Anliegen. Doch sein Karstadt besitzt eine hohe Selbstverständlichkeit, entfaltet eine ortsbildende Kraft, die es heute zum Referenzpunkt für die Umgebung macht. Vor dem Hintergrund der immerwährenden innerstädtischen Diskussion um eine weitere Verdichtung und eine zusätzliche Ausnutzung der Grundstücke, stellt sich die Frage nach deren Grenzen. Was ist Quartieren (und ihrer kleinteiligen Umgebung) baulich, sozial und ökologisch zuzumuten? Wie viel Veränderung, wie viel zusätzliche Flächenausnutzung und Verdichtung ist möglich? Wie viel ist gewünscht? Die Düsseldorfer Hochhausdiskussionen der letzten Jahre haben das sehr deutlich gemacht. Dahinter steht die Frage nach der Stadt von morgen auf, über deren Gestalt heute entschieden wird. Das Morgen wächst inmitten des Jetzt. Deshalb gilt es darüber nachzudenken, wie die immer größeren baulichen Einheiten, die im Lauf der letzten 150 Jahre in den Städten entstanden sind, angesichts sich beschleunigenden Nutzungszyklen künftig nutzbar sind.

Ich drehe eine Runde durch das Karstadtgebäude und mich fliegt zwischen Süßwaren und Bettwäsche, zwischen niedrigen Decken und achtziger Jahre Lichthof eine tiefe Melancholie an. Warenhäuser zu durchwandern, erscheint mir in den Zeiten des Internets, als dürfe man sich noch ein letztes Mal mit einem altersschwachen Dinosaurier unterhalten, ehe der sich auf seine letzte Reise begibt. Nachdenklich schlendere ich danach durch den kostbaren Düsseldorfer Hofgarten, genieße das aufwallende Grün und nähere mich endlich dem Rhein.

Düsseldorfer Kunstakademie (1875/79), Hermann Riffart

Der langgestreckte Bau der Akademie mit seinen drei Risaliten und gewaltigen Fenstern, zitiert die Idee einer klassischen Schlossanlage. Das Haus gilt als eines der Hauptwerke der deutschen Neorenaissance, wie Wikipedia vermeldet. So schnell die Akademie zu erreichen ist, so steht sie doch ein wenig am Rande. Anstelle ihrer monumentalen Schauseite kehrt sie der Stadt bescheiden ihre ziegelsichtige Rückseite zu. Wo sie sich nach Norden als Solitär auf Weitsicht zeigt, deutet sie nach Süden Stadtverträglichkeit an. Dort trägt sie als bescheidene Krone über dem Kranzgesims auch ein spätes Geschoss, verkleidet mit Welleternit. Ansonsten erscheint das Haus seltsam in sich gekehrt. Das liegt für dieses Mal nicht am opulenten Historismus, der ja gerne einschüchtert, sondern am umgebenden Zaun. Abgehalten durch Buschwerk gewinnt man von Norden nur wenige Blicke auf einen Hof. Vereinzelt parken dort Autos. In gleichmäßigem Rhythmus wird klingend ein Stein behauen. In die Melodie mischt sich der summende Verkehr auf der Auffahrt zur Oberkasseler Brücke. Beharrlich bemühen sich Inschriften auf der Fassade die Namen von Künstlern in der Erinnerung zu halten. Ich kann nicht umhin mir vorzustellen, ich würde vor dem Karstadtgebäude stehen und Passanten fragen, ob sie sich daran erinnern könnten, wann Overbeck, wann Cornelius, wann Schwind einmal bei der Fortuna gespielt hätten und an welcher Position. Die Antworten würden ein eigenes Happening der Konfusion formen. Schwer vorstellbar, einen zusätzlichen Baustein vor der Akademie zu platzieren, der sich der Integrität des Bauwerks ebenso entgegenstellen würde wie seiner intendierten Fernwirkung. Bauen im Bestand fordert andere Ansätze als das Bauen auf der grünen Wiese der ehemaligen Stadtbefestigung oder eines Hafenbeckens, wie sie Riffart hier vor 150 Jahren vorfand. Auch hier ist Düsseldorf

so Einzelfall wie beispielhaft, wird doch auch in Dresden derzeit über eine Erweiterung der Kunsthochschule an historischem Ort auf der Brühlschen Terrasse nachgedacht. Wie an keinem anderen Projekt werden die Herausforderungen aus Wiederauf-, Um-, Weiter-, oder Neubau aktuell so augenscheinlich wie am Schlusspunkt unseres Düsseldorfer Spaziergangs.

Düsseldorfer Opernhaus, (Wiederaufbau 1954/56), Paul Bonatz, Julius Schulte-Frohlinde, Ernst Huhn

Das Düsseldorfer Opernhaus geht in einigen Fundament und- Wandteilen sogar noch auf seinen Ursprungsbau von 1875 zurück. Doch nun scheint das Haus nach Zerstörung (1943) und Wiederaufbau vor dem politisch entschiedenen endgültigen Ende zu stehen. Zumindest wenn der beschlossene Neubau am alten Standort tatsächlich käme. Doch das ist (noch) Spekulation. Dass man sich beim Opern- und Theaterumbau zumindest was die Kosten betrifft, wie vor Gericht oder auf hoher See in ungewisser Hand befindet, hat ausgerechnet Köln mehr als erschreckend bewiesen. Das sollte und will man in Düsseldorf besser machen. Und jetzt? Die Oper abreißen und am gleichen Ort viel, viel höher bauen? Oder lieber annähernd in den gleichen Abmessungen wie heute? Oder lieber ein neues bauliches Zeichen setzen? Doch was für eines? Vielleicht eines einer zeitgemäßen Bescheidenheit? Oder zumindest eines, dessen erfahrungsgemäß rasant veraltende technische Ausstattung nicht in 25 Jahren wieder zum uralten Eisen gehört?

Und jetzt? Die Frage ist berechtigt. Sie ist sogar elementar, denn Düsseldorf steht vor keiner einfachen Entscheidung. Das Opernhaus definiert nicht nur einen Erinnerungspunkt in der historischen Topografie der Stadt, sondern auch einen städtebaulich herausragenden Gelenkpunkt zwischen Hofgarten und Heinrich-Heine-Allee, gleichsam im Vorgarten des Drei-Scheiben-Hochhauses, das als Solitär der Nachkriegsmoderne keine Hochhauskonkurrenz verträgt, die noch drängender an die Altstadt heranrücken würde.

Und jetzt?

Bei einer Stadtführung zum 800-jährigen Düsseldorfer Stadtjubiläum 2088 würden wir es erfahren. Mit der Seilbahn von der im Stil des Atelier 5 verdichteten Bergischen Kaserne angereist, kommen wir unter den weit ausladenden Platanen am grünen Vorplatz des Hauptbahnhofs an. Lächelnd passieren wir das ehemalige Karstadt, das wir aus den Erzählungen der Großeltern noch als ein Warenhaus kennen (was es nicht alles einmal gab) und das als Care-Stadt eine neue Karriere hingelegt hat. Ein Stadthaus für alle und alles rund um Versorgung und Vorsorge ist dort im steten Wandel hinter der alten Fassade gewachsen. Eine halbe Stunde haben wir noch Zeit und schauen auf einen Campari-Spritz (manche Dinge kommen nie aus der Mode) im öffentlichen Hof der Kunstakademie vorbei, der eine organische Einheit mit dem inzwischen auch schon gut fünfzig Jahre alten „neuen“ Sockelgeschoss bildet, in dem die Akademie regelmäßig zu Ausstellungen einlädt. Es steht seit kurzem als Teil des Gesamtensembles „erweiterter Altstadt kern Düsseldorf“ unter Denkmalschutz. Nun aber schnell, denn zu Füßen der bereits 2028 aus Düsseldorf-Garath translozierten St. Hildegardis Kapelle beginnt gleich das alljährliche Open-Air-Konzert zur Erinnerung an das alte Opernhaus, dessen Gelände nach seinem Abriss aus stadtklimatischen Erwägungen als Teil des Schlossparks renaturiert wurde.

Und jetzt?